

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 110 (2016)
Heft: 1

Artikel: Die anwaltschaftliche Aufgabe der Kirche : Interview
Autor: Hui, Matthias / Neider Ammann, Nicola
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Du warst an der Entstehung der Migrationscharta beteiligt und arbeitest mit ihr. Was ist für dich der Kern dieses Texts?

Unter dem Titel «Freie Niederlassung für alle: Willkommen in einer solidarischen Gesellschaft!» wird für mich zum ersten Mal in dieser Klarheit und auf diesem theologischen Niveau die Haltung der Kirchen zum Ausdruck gebracht. Und zwar in der ganzen Radikalität der biblischen Tradition, die ich bei uns sonst oft vermisste.

Es gibt keine AusländerInnen, es gibt einfach Menschen. Für die Kirchen sind alle Menschen AusländerInnen – oder niemand. Mit den theologischen Grundsätzen der Migrationscharta kann ich darlegen: Das ist unsere Haltung als Kirche. Die Utopie in der Tradition der ProphetInnen aus der Bibel, aber auch moderner ProphetInnen gefällt mir sehr. Der Text ist das Resultat eines tragfähigen ökumenischen Verständigungsprozesses.

Wir überwinden das «hier sind die Katholiken, dort die Reformierten.» Damit kann ich die Charta für meine eigene Vernetzungsarbeit in Luzern einsetzen.

Konkret: Reibst du diesen Text GesprächspartnerInnen unter die Nase oder begleitet er dich einfach, wenn du dich an die Arbeit machst?

Er ist für mich ein Hintergrund, eine Bestärkung, ein Stück Selbstvergewisserung. Ich verstehe mich durch meine Herkunft aus Berlin, durch die Arbeit mit meinem Mann und unseren Töchtern auf den Philippinen und durch mein Engagement in Lateinamerika als Frau mit einem weltkirchlichen Background, als Weltkirchenbürgerin. In diesem Sinn gibt es die nationalen Kategorien und Grenzen nicht. Hier ist die Charta hilfreich, aber man muss sie erklären. Ich habe sie in Luzern auch an die reformierten und katholischen Kirchenleitungen verschickt und ihnen angeboten, den Text vorzustellen und zu diskutieren.

Neue Wege-Gespräch von Matthias Hui mit Nicola Neider Ammann

Die anwaltschaftliche Aufgabe der Kirche

Ein Gespräch über die Migrationscharta und die Zusammenarbeit mit Sans-Papiers, eritreisch-orthodoxen und muslimischen Gemeinden, Autonomen und Pfarreiräten

Wie reagierten diese?

Die erste spontane Reaktion war – ehrlich gesagt auch bei mir im Haus der katholischen Kirche Luzern – ein Erschrecken: «Wie könnt ihr freie Niederlassung für alle fordern?» Aber genau dieses Erschrecken bietet Anlass, ins Gespräch zu kommen. Dann kann ich deutlich machen, welche Zielrichtung die Charta hat und dass man doch über den Haupttitel hinaus weiterlesen möge.



Nicola Neider
Bild: Priska Ketterer

Vor kurzem kamen die drei Synodalkomitees der römisch-katholischen Landeskirche, die enger mit Migrationsfragen zu tun haben, zu mir und sagten: «Nicola, stell uns die Migrationscharta vor und sag uns, was ihr damit bezweckt.» Ich habe die Charta auch in die ökumenische Kommission der drei Landeskirchen zu Asyl- und Flüchtlingsfragen eingebracht. Und ich habe die kircheneigenen Medien genutzt, unsere eigene Website, das Pfarreiblatt. Das führt zu lebendigen Kontroversen.

Ist die Charta, welche die Gleichheit aller Menschen betont, also nicht zu radikal formuliert?

In meiner Rolle als Präsidentin der Kontakt- und Beratungsstelle für Sans-Papiers laufe ich natürlich nicht mit der Charta in der Hand zum kantonalen Amt für Migration und rufe: «Her mit den Aufenthaltsbewilligungen!» An dieser Stelle ist die Charta keine Hand-

lungsanweisung für das alltagspolitische Geschehen. Aber sie macht deutlich: Das ist unsere Haltung, wenn wir konsequent Kirche sein möchten. Vielleicht hilft die Klarheit der Charta aber auch im Gespräch mit den Behörden den Kirchenleitungen ein Stück weit, selber klarer zu sein. Wir sind neulich mit einem Einzelfall bei einem Regierungsratsmitglied vorstellig geworden; die Kirchenleitungen kamen ganz selbstverständlich mit und formulierten die Anliegen sehr klar, auch wenn sie nicht alle Anliegen in der Charta teilen würden.

Taugt die Charta auch für das Gespräch mit nichtkirchlichen Menschen?

Ausserhalb der Kirche habe ich fast mehr Sympathie erfahren. Ich denke an das Asylnetz Luzern, den selbstverwalteten Treffpunkt Mondojo im alternativen Kulturzentrum Neubad oder an die Autonome Schule Luzern. An diesen Orten wird zwischen jungen Leuten aus dem autonomen Spektrum und Menschen mit prekären Aufenthaltssituationen auf Augenhöhe zusammengearbeitet. Freie Niederlassung fordern auch sie. Ich habe viel Anerkennung dafür erhalten, dass es eine kirchliche Stimme gibt, die deutlich Position bezieht und sagt: So denken wir aufgrund unserer biblisch-prophetischen Tradition.

Einige deiner Arbeitsfelder hast du bereits erwähnt. Worin besteht der Kern deiner Tätigkeit?

Um meine Arbeit auf einen einfachen Nenner zu bringen: «Willkommen in einer solidarischen Gesellschaft!» ist mein Aufgabenbeschrieb. Das möchten wir Menschen jeglicher Herkunft erfahren lassen. Mein Auftrag besteht darin, Orte der Begegnung zu schaffen, Orte des Miteinanders von zugewanderten Menschen, egal welcher Religion und Kultur, und Einheimischen, die schon lange hier leben. Ein Beispiel dafür ist der Chor der Nationen Luzern, der seit sieben Jahren existiert.

Ist der Chor eine Frucht eurer Arbeit?

Das ist er. Wir waren inspiriert vom damaligen Chor der Nationen Solothurn. Heute ist der Luzerner Chor – wie auch jene in Zürich, Bern und Glarus – ein eigenständiger Verein. Ich leite den Vorstand. Mir war von Anfang wichtig, dass ich diese Aufgabe nicht allein wahrnehme. In unseren Gremien sitzt eine Geschäftsfrau aus einem multinationalen Unternehmen, die Fundraising betreibt. Sie wird unterstützt von einer philippinischen Frau mit vielen guten Beziehungen in ganz anderen Kontexten. Wir haben einen kubanischen Juristen, der im Vorstand für das Lernen via Internet und eine Iranerin, die für unsere Kleidung zuständig sind. Miteinander heisst nicht: Wir sorgen für MigrantInnen.

Der Chor ist natürlich dazu da, Konzerte zu geben. Als wir kürzlich mit 120 Mitgliedern aus 30 Nationen vor 1200 Leuten im KKL Luzern sangen, zusammen mit einem guten Orchester, waren viele Leute berührt. Es war die Zusammensetzung unseres Chors, die Qualität der Musik und unser Repertoire: persische und chinesische Lieder, aber auch «Lueget vo Bärg und Tal». Das ist unsere Botschaft: Das Miteinander ist einfach. Jetzt kam der Männerchor Meggen, eine der reichsten Agglomerationsgemeinden, auf uns zu. Wir werden nächstes Jahr zwei gemeinsame Konzerte geben.

Was löst dieses Miteinander aus?

Nur durch Beziehungen verschwindet die allgegenwärtige Angst vor dem Fremden und Unbekannten. In Grepfen am Vierwaldstättersee kam es vor einigen Jahren zur Ausschaffung einer tschetschenischen Familie mit vier Kindern, die bestens integriert war. Der SVP-Ortspräsident setzte sich persönlich für die Familie ein und klopfte beim Amt für Migration auf den Tisch. Auch für ihn waren diese tschetschenischen Kinder einfach Menschen, sie gingen bei den eigenen Kindern ein und aus.

Ich finde die Charta gut, weil sie sagt: Wir sind alle gleichberechtigte Menschen, jeder hat seine Ressourcen, alle haben auch ihre Macken. Es geht darum, allen Teilhabe zu bieten an unserer Gesellschaft. Ich verstehe unsere Arbeitsstelle auch als Türöffner für Gruppierungen, die einen eher geschlossenen Charakter zu haben scheinen.

Zum Beispiel?

Ich denke etwa an die eritreisch-orthodoxen Gemeinden im Kanton Luzern. Sie gelangen zu mir, weil sie Räume benötigen und finanzielle Unterstützung. Ich unterstütze sie, drücke aber auch meine Erwartung aus, dass sie sich für das Ganze engagieren. Integration gelingt dann, wenn die Leute sehen, dass die Beziehung ihnen nicht nur Infrastruktur und Geld ermöglichen kann, sondern auch eine Plattform bietet für ihre Kultur und die politischen Probleme in Eritrea.

Am Tag der Völker wurde zum ersten Mal ein ökumenischer Gottesdienst mit der schweizerischen Franziskaner-Pfarrrei, der tamilisch-katholischen und der eritreisch-orthodoxen Gemeinde gefeiert. Wir vereinbarten, keine Eucharistie oder Kommunion zu feiern, das wäre theologisch kompliziert geworden. Aber es war ein wunderbarer Anlass. Die eher ältere Generation aus der Stadtpfarrrei kam mit den jungen Eritreern ins Gespräch. Zwei Wochen später kamen die Eritreer an die interreligiöse Friedensfeier. Da wächst etwas zusammen. Nun sind sie im Boot bei interkulturellen, interreligiösen Austauschrunden.

Geht das auch über die Grenzen der christlichen Kirchen hinaus?

Ähnliche Erfahrungen machen wir mit der islamischen Gemeinde in Luzern. Die MuslimInnen sind keine geschlossene Gesellschaft, haben aber wenig Ressourcen.

Darin sehe ich meine anwaltschaftliche Aufgabe: Wie können wir andere

Gemeinschaften so unterstützen, dass sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, auch mit ihrem sozialen Engagement, mit der Seelsorge in Spitälern beispielsweise? Immer geht es dabei um Begegnung, um die Verhinderung von Segmentierung. Die Luzerner Öffentlichkeit soll wahrnehmen, dass wir nicht nur als Kirchen, sondern auch als Religionen gemeinsame und allgemeins menschliche Werte haben wie Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung, Solidarität.

Worin besteht für dich die Qualität, diese Arbeit für eine solidarische Gesellschaft aus der Kirche heraus machen zu können?

Zuerst: Ressourcen teilen können wir als eine Organisation, der für ihr diakonisches und soziales Engagement Kirchensteuern zur Verfügung stehen. Wir können subsidiär Dinge in Gang setzen wie die Kontakt- und Beratungsstelle für Sans-Papiers, die in Luzern keine staatlichen Gelder erhält – genauso wenig wie vergleichbare Stellen in anderen Kantonen der Schweiz. Anwaltschaftlich engagieren wir uns so für Menschen in den prekärsten Situationen – abgewiesene Asylsuchende, Sans-Papiers, nicht registrierte Hausarbeiterinnen, Männer die in der Landwirtschaft oder auf dem Bau arbeiten.

Die Beratungsstelle ist also kein kirchliches Projekt? Leistete die Kirche gewissermassen Hebammendienste?

Genau. Die Beratungsstelle wird von einem Verein getragen, zu dem das Luzerner Asylnetz, der kantonale Gewerkschaftsbund, Caritas Luzern und die Luzerner Sektionen der Demokratischen JuristInnen, des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks oder von Amnesty International gehören. Auch reformierte und katholische Kirchgemeinden, die christkatholische, reformierte und katholische Landeskirche und der Kantonalverband des Schweizerischen Katholischen Frau-

enbundes gehören zur Trägerschaft. In diesem breiten Bündnis wollten wir von Anfang an in der Gesellschaft Luzerns etwas erreichen. Genau darin sehe ich die Rolle der Kirche: Sie sollte keine exklusive Rolle spielen, sondern sich als Akteurin der Zivilgesellschaft mit anderen Organisationen und Menschen verbünden.

Ist stets die Kirche treibende Kraft?

Die Initiative geht auch von anderen Gruppen aus, und wir werden auch von Behörden um Mitarbeit angefragt: Meine Kollegin arbeitet in der Integrationskommission der Stadt Luzern, ich bin in der Fachgruppe Integration des Kantons. Für den interreligiösen Dialog gibt es von staatlicher Seite her noch kaum Ressourcen. Den Behörden ist aber bewusst, dass sie diesen Bereich gewissermassen an uns delegiert haben. Wir leisten hier eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Wir bekommen viel Anerkennung dafür.

Ihr scheint auf wenig Widerstand zu stossen – weder von staatlicher noch von zivilgesellschaftlicher säkularer Seite. Gibt es keine Befürchtungen, dass die Kirche mit ihrer Integrations- und mit ihrer interreligiösen Arbeit eine «hidden agenda» verfolgt, um sich wieder zu alter Bedeutung aufzuschwingen?

Diese Angst erlebe ich nicht. In der Kirche selber wird wahrgenommen, dass diese Arbeit gesellschaftlich hohe Akzeptanz erfährt. Sie kann das Bild der Kirche gerade bei kirchenfernen Menschen positiv beeinflussen: «Mit meiner Kirchensteuer tun die was für Sans-Papiers.» In einer Imagestudie unserer Kirche kam zum Ausdruck, dass Leute bei der Kirche bleiben wegen dieses sozialen Engagements, auch in der kirchlichen Gassenarbeit und anderswo. Das gefällt natürlich auch Kirchenstrategen. Sie sind verantwortlich für die zukünftige Sicherung der kirchlichen Aktivitäten, und dafür ist das Image der Kirche nicht unerheblich.

Wir arbeiten mit unterschiedlichsten Menschen zusammen. Zum Beispiel fragten mich die Jungen Grünen Luzern kürzlich an für ein Grusswort an ihrer Aktion «Grenzen öffnen, Herz zeigen». Wir haben wenig Berührungängste. Wir gehen auf alle zu und stehen zu unserer anwaltschaftlichen Aufgabe. Das persönliche Gespräch ist wichtig. Die Luzerner Gesellschaft ist – für mich als Berlinerin erst recht – sehr überschaubar. Ich kann mich beim Justizdirektor mit einem konkreten Anliegen anmelden und er empfängt mich.

Stehst du in gar keinen Konflikten? Auch sie können ja produktiv sein.

Eine Herausforderung sehe ich in der folgenden Frage: Wie können wir anderen Religionsgemeinschaften finanzielle Ressourcen zum Aufbau ihrer Strukturen zur Verfügung zu stellen? Gelingt es, der islamischen oder der hindu-tamilischen Gemeinde für eine dreijährige Pilotphase Mittel zur Verfügung zu stel-

len für die teilzeitliche Anstellung eines Mitarbeiters oder einer Mitarbeiterin für die Bereiche Öffentlichkeitsarbeit, interreligiöser Dialog und der Stärkung der eigenen Strukturen? Mittel, die ja auch aus Kirchensteuern von Unternehmen kommen, an denen Muslime oder Hindus beteiligt sind. Sie haben durchaus Profis, zum Beispiel ausgebildete Islamtheologen, die aber beispielsweise in der Pflegedienstleistung eines Altersheims arbeiten. Einzelne sollten gleichberechtigt zu jemandem wie mir auch ein Büro und Zeit für ihre Arbeit haben. Wir haben auch Medienprofis. Es ist schlecht, wenn etwa die Muslime nur mit «bad news» in den Medien sind. Es kommt nicht gut, wenn jemand eher zufällig von Medienschaffenden angerufen wird und aus einem Auto heraus am Handy eine Auskunft gibt.

Dieses Vorhaben von uns ist konfliktiv. Hier gibt es eine Bremsbewegung, Stimmen in den Kirchenleitungen und auch beim Staat, die sagen: «Das müssen

*Nachdem mazedonische Spezialeinheiten den illegalen Grenzübergang gesperrt haben, befinden sich nun tausende von Flüchtlingen in einem Niemandsland.
Bild: Milos Bicanski*



sie selber leisten, das können wir ihnen nicht abnehmen.» Die Kirchensteuern seien nicht für Muslime gedacht und die Kirche müsse sparen. Hier stehe ich an, meine Ideen werden von einigen als zu forsch oder unrealistisch eingestuft; aber das ist meine Vision.

Kirchenleitungen für solche Projekte zu gewinnen, ist ein langsamer, manchmal mühsamer Prozess. Wo holst du dir die Kraft dafür?

Das weiche Wasser bricht den Stein. Auch im Rahmen meiner eigenen Integration habe ich gemerkt: Es ist eine ganz andere Kirchenkultur, mit der ich es hier zu tun habe. Wenn ich mir dessen bewusst bin, kriege ich ein Stück Gelassenheit auch in Bezug auf die Langsamkeit der Veränderungen. Schweizerische Kirchenstrukturen haben allerdings auch den Vorteil der Basisdemokratie.

Kraft gibt mir die tiefe Überzeugung, dass die Arbeit sinnvoll ist. Ich bin immer wieder dankbar für das Geschenk der Beziehungen zu unterschiedlichsten Menschen. Meine Arbeit ist sehr spannend. Ich lerne viel, mir eröffnen sich immer wieder Blicke in ganz neue Welten. In diese Begegnungen möchte ich auch Leute aus Kirchenleitungen hineinnehmen. Am letzten Begegnungstreffen der Religionsgemeinschaften nahm eine Vertreterin des Bistums teil. Sie hatte ihren Laptop dabei und protokollierte spontan für uns die redaktionellen Änderungen am Text, den wir erarbeiteten. Als Mitglieder verschiedener Kirchen, der Bahai, Hindus, Muslime verabschiedeten wir eine gemeinsame Stellungnahme der Religionsgemeinschaften zu aktuellen Herausforderungen nach den Anschlägen in Paris. Wenn eine solche gemeinsame Stellungnahme gelingt und sie dann auch in den Medien veröffentlicht wird, ist das Integration.

Machst du zugunsten dieses langsamen, sorgfältigen Vorgehens bisweilen Konzessionen an radikalere Haltungen.

Möchtest du manchmal sagen können: Jetzt nehmen wir diese oder jene Familie in ein Kirchenasyl auf, oder jetzt protestieren wir lauthals gegen eine rechtsnationale Politik?

Es gibt in mir schon auch irgendwo eine Sehnsucht, radikaler sein zu können. Ich nehme mir als Privatperson heraus, mich bei gewissen Demonstrationen oder Anlässen im nicht-kirchlichen Spektrum zu zeigen. Dort betreibe ich dann auch mein persönliches Networking. Ein Kirchenasyl ist in Luzern übrigens gar nicht so unrealistisch. In der Zeit der Kosovo-Flüchtlinge gab es ein solches in der Pfarrei St. Anton, diese Erfahrung ist noch präsent. In der pfarreilichen Basis hätten wir nach wie vor Sympathien, wenn es notwendig würde. In meinem Team sind drei Mitarbeitende, die auch ein Pensum in einer Pfarrei haben und unsere Anliegen dadurch auch in die Regelstruktur der Kirche an der Basis einbringen. Die Pfarreien identifizieren sich mit unserer Arbeit. Die Beratungsstelle für Sans-Papiers hat ihre Büros in der Pfarrei St. Anton. Zum Patroziniums-Gottesdienst wurde dort ein Sans-Papier eingeladen, der seine Geschichte erzählte. Am 25. Dezember 2014 gab es eine offene Weihnacht; wir luden abgewiesene Asylsuchende aus einer Notunterkunft, die auf dem Gebiet der Pfarrei liegt, zu dieser Feier ein. Ich mache bestimmte Dinge bewusst ein wenig naiv, gar nicht so politisch. Dadurch wird viel möglich und ich muss mir Radikalität gar nicht oft verkneifen.

Wie stark hat deine Arbeit mit deiner eigenen Lebensgeschichte zu tun? Du hast von deiner nicht ganz einfachen Integration als Berlinerin gesprochen und auch die Philippinen und Lateinamerika erwähnt.

Für mich besteht hier schon eine Kontinuität. Ein befreiungstheologisches Engagement begleitet mich, seit ich fünfzehn oder sechzehn bin, als wir in einer Gruppenleiterinnen-Ausbil-

Nicola Neider Ammann, 1961, ist Theologin und Leiterin des Bereichs Migration-Integration der Katholischen Kirche Stadt Luzern.

www.kathluzern.ch/migration-und-integration

dung der Pfadfinderinnen das «Evangelium der Bauern von Solentiname» von Ernesto Cardenal lasen. Sehr früh waren in der sehr emanzipatorischen Jugendarbeit, in der ich in Berlin gross geworden bin, feministische Anliegen ein Thema, die Solidarität mit Arbeitslosen, die Revolution in Nicaragua. Das hat mich geprägt. Ich war dann einige Monate in Chile in einer Basisgemeinde und erlebte das mutige Engagement gegen die Diktatur einer Kirche als ganze. Mit meinem Mann Daniel wollten wir später gemeinsam als «Lehrlinge» nochmals in eine Kirche des Südens gehen. Was ich heute tue, mache ich eigentlich immer noch als Rückkehrerin aus den Philippinen; was ich dort kirchlich und politisch erlebt und gelernt habe, möchte ich hier umsetzen. Kirche der Armen werden, wäre das Motto. Ermutigend ist natürlich jetzt Papst Franziskus. Und der Satz von Bonhoeffer begleitet mich ständig: «Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.»

Aber angelegt in deiner Familie war dein Weg nicht unbedingt?

Je älter ich werde, desto deutlicher werden mir Zusammenhänge bewusst. Mein Grossvater war ein Jude. Und es gibt einen anderen Zweig von Vorfahren: Hugenotten, französische Vertriebene, die in Preussen aufgenommen wurden. Bei den jüdischen Vorfahren lese ich in meinem Stammbaum, den mein Vater erstellte: «ermordet in Auschwitz», «ermordet in Auschwitz», «ermordet in Theresienstadt», «ausgewandert nach Porto Alegre», «ausgewandert nach Kalifornien», «ausgewandert nach Zürich». Ich trage diese Migrationsgeschichten existenzieller Art in mir; wenn ich von Berlin nach Luzern komme, ist das ja auch eine Mini-Migration, aber keine existenzielle.

Eine Reaktion auf meine Mitarbeit an der Migrationscharta schätze ich nicht: «Ihr Deutsche müsst nicht in der Schweiz euren Schuldkomplex abreagieren.» Da-

mit hat mein Engagement nichts zu tun. Irgendetwas will man ja lernen aus dieser Geschichte. Das gibt mir Kraft. Mein eigener Grossvater war ein Opfer der Nazis, physisch hat er zwar überlebt, aber seelisch ist viel kaputtgegangen. Das hat mein Vater abbekommen, und auch ich kriege davon immer noch etwas ab. Es geht also nicht um einen pauschalen Schuldkomplex aller Deutschen, die dann zum Beispiel auch in der Schweiz Gutmenschen sein wollen. Es geht um die eigenen Wurzeln. Und ich bin ja nur ein Beispiel: Migration steckt in jeder, in jedem von uns. Diese Auseinandersetzung gibt mir Kraft und macht mir auch Spass. Ich versuche – «Willkommen in einer solidarischen Gesellschaft!» –, Menschen, die diesen langen Weg in die Schweiz geschafft haben, hier willkommen zu heissen. Es ist das Mindeste, was wir tun können.

Herzlichen Dank für dieses Gespräch. ●

Migranten am Zoll des Bahnhofs Chiasso im Juni 2015.

Bild: Keystone/TI-Press/Sara Solca

